

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. e. n. N a u m a n n ' s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. Jätel, Milwaukee, Wis.

17. Jahrg. No. 20.

Milwaukee, Wis., den 15. Juni 1882.

Lauf. No. 436.

Sonntagsfeier.

Sprich dankbar, wenn du bist erwacht:
Dies ist der Tag, den Gott gemacht.

halt fern die Erden Sorgen heut,
Da Gott dir Himmelsgaben beut.

Das Ird'sche weg! Den Leib laß ruhn!
Mit Gw'gen hast du's heut zu thun.

Still sei's im Haus, im Herzen auch,
Das ist des Sonntags Christenbrauch.

Eins habe deine Seele gern:
Zu wallen in das Haus des Herrn.

Der Glocke, die zur Kirche lädt,
Folg schnell und komme nicht zu spät.

Wet, ehe du zur Kirche gehst,
Daß du recht hörst und verstehst.

Denk auf dem Kirchweg schon an Gott —
Weg Leichtsin, Weltlust, Erdennoth!

Und trittst du durch die Kirchenthür,
So seufze: Herr, sei gnädig mir!

Stimm ein in den Gemeindefang:
Wer nicht mitsingt, ist zungenkrank.

Zugegen sei nicht bloß dein Leib,
Im Geist das Werk der Andacht treib.

Schlaf nicht und träum nicht vor dich hin,
Vielmehr ermun't're Herz und Sinn.

Komm nicht zur Kirche, daß du gaffst,
Nein, daß die Seligkeit du schaffst.

Komm nicht, zu zeigen deinen Puz,
Der eillen Weltlust biete Truz.

Sieh nicht auf deinen Nebenmann,
Auf dich wend das Gehörte an.

Feg nicht vor deines Nachbars Thür,
Du selbst bist hier der Nächste dir.

Denk an des Bruders Fehler nicht,
Geh mit dir selber ins Gericht.

Beziehe, was du hörst auf dich,
Denk: alles ist für mich, für mich.

Und was dich lehrt der Gottesmann,
Das Wort, nimm es mit Sanftmuth an.

Beschau im Spiegel dein Gesicht,
Vergiß, wie du gestaltet, nicht.

Sei Thäter, Hörer nicht allein,
Betrügst dich selber durch leeren Schein.

Doch Eins ist noth, dies Eine nur:
Werd eine neue Creatur.

Stell oft an Gottes Tisch dich ein,
Doch nur demüthig, arm und klein.

Lauf vor dem Segen nicht davon,
Zurück läßt du das Beste sonst.

Fit Gottesdienst und Predigt aus,
Geh' nicht gedankenlos nach Haus.

Beweg' das Wort im Herzen fein
Und drägs in dein Gedächtniß ein.

Forsch' selber auch im Bibelbuch;
Es liegt dir Segen vor und Fluch.

Ja, treibe fleißig Gottes Wort;
Spiel, Tanz und Narrenwerk laß fort.

Mit Gottesfürcht'gen pflege gern
Die Glaubenseinigkeit im Herrn.

Auch vor der Welt bekenne Gott
Und fürchte nicht der Bösen Spott.

Halte im Gedächtniß Jesum Christ,
Der heut vom Tod erstanden ist.

Zerstreu dich nicht durch viel Geschwätz,
Sprich lieber von des Herrn Gesetz.

Geh auch hinaus auf Flur und Feld
Und freue dich der Gotteswelt.

So hast den Himmel du schon hier.
Du ruhst in Gott und Gott in dir.

Zum Tempel wird dein Herz und Sinn,
Und Gott, dein Gott wohnt selbst darin.
(Althomoverrischer Volkskalender.)

Das Salz der Erde.

(Nach "I Italia Evangelica.")

Nicht nur in christlichen Zeitschriften, sondern auch in weltlichen Blättern findet man in unsern Tagen

tadelnde Urtheile über die heutige Schandpresse und bittere Klagen über zunehmende Sittenlosigkeit in der Welt, und diese Klagen und Anklagen sind leider nur zu sehr gerechtfertigt. Freilich kennt der Weltmenschen kein Mittel, das dem überhandnehmenden Verderben gründlich entgegenzuwirken vermöchte, und wenn christliche Blätter darauf aufmerksam machen, daß der zunehmende Unglaube die Ursache der zunehmenden Sittenlosigkeit und Gottes Wort das einzige Heilmittel sei, das hier Hilfe schaffen kann, so predigen sie bei der Welt tauben Ohren und müssen mit dem Propheten ausrufen: „Wer glaubet unserer Predigt?“

Doch wie steht es bei uns Christen? Wir sind vielfach gar zu sehr geneigt, die Ursachen des Bösen in der Welt alle außer uns zu suchen, und wo dies oder jenes Gute, das von uns geschehen sollte, nicht geschieht, auch dies der verkehrten und verderbten Welt zur Last zu legen. Es ist ja so bequem, es der Bosheit der Welt außer uns zuzuschreiben, daß unser Christenthum nicht bessere und reichere Früchte zeitigt. Und doch verhält es sich so, daß wir, wenn wir, was Böses in der Welt gegen Gott und seinen Willen geschieht, betrachten haben, erst zur Hälfte fertig sind und noch zu besehen haben, was von unserer Seite Gutes geschehen sollte und nicht geschieht.

„Überwinde das Böse mit Gutem," sagt die Schrift. Es steht also nicht in unserm Belieben, ob wir das Böse mit Gutem überwinden wollen oder nicht, sondern es ist unsere Christenpflicht, und wir haben zugleich die Verheißung, daß unsere Arbeit nicht vergeblich sein soll in dem Herrn. Wir sind als Christen Jünger dessen, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören, und sie zerstört hat; und da uns der Beistand dieses Überwinders verheißt ist, wie sollten nicht auch wir über das Böse Siege feiern?

Aber der Herr spricht auch: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht." Zu unserer Schande müssen wir gestehen, daß die Leute dieser Welt bei ihren bösen Werken vielfach mehr Eifer, größere Energie, mehr Vereinigung ihrer Kräfte, mehr Ausdauer an den Tag legen, als die Christen in ihrem guten Werk. Der Eifer im Kampf zwischen dem Guten und Bösen ist oft auf beiden Seiten sehr ungleich. Wir wissen ja, daß wir auf Seite der Wahrheit stehen. Aber es ist nicht genug, daß man in einer festen Burg sich eingeschlossen wisse; es muß auch von den Mauern herab gekämpft sein. Und an Waffen fehlt es uns nicht. Wer von uns weiß nicht zu sagen von der Kraft Gottes, der mächtigen Wirkung seines Geistes in seinem Wort?

Zwar verhält es sich nicht so, daß Gott unser bedürfte, um seiner Wahrheit den Sieg zu geben, damit das Böse unterliege, das Gute triumphire. Nichtsdestoweniger spricht Christus: „Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt.“ Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Aber Gott will auch aus dem Munde der Unmündigen sich Lob zurichten, er will, daß alle, die an ihn glauben, dasselbe mit Fleiß verkündigen. „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten,“ spricht er, „daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Hat nicht der Herr verheißen, daß sein Evangelium werde gepredigt werden auf der ganzen Erde? Hat er nicht die Macht, seine Gnade zu offenbaren aller Creatur? Und dennoch hat er den Aposteln und allen Christen die Aufgabe gestellt, auszuführen, was er verheißen hat, und Menschen zum Heil in ihm zu führen. „Gehet hin, prediget das Evangelium allen Völkern,“ spricht der Herr, und St. Paulus schreibt: „Wie sollen sie glauben, von dem sie nicht gehört haben? Wie sollen sie hören ohne Prediger?“ „Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“

Während wir also nochmals zugeben, daß unsere Klagen über den heutigen Unglauben und seine schrecklichen Folgen auch für die Sittlichkeit, leider in dem Thatbestand, der vor Augen ist, begründet sind, so müssen wir doch auch die Frage wiederholen: „Wie steht es bei uns Christen? Thun wir unsere Pflicht? Treten wir dem offenen, frechen Unglauben mit einem offenen, freimüthigen Bekenntniß zu Gott und seinem Evangelium gegenüber? Segen wir der immer weiter dringenden Entfittlichung unsererseits mit einem heiligen Leben einen Damm entgegen?“ Das sollen wir wohl erwägen; denn es ist gar nicht zu leugnen, daß wenn dem trüben Strom des Unglaubens, der Entkirchlichung, der sogenannten Freidenkerei und der socialen Entfittlichung die Kirche Christi und jedes einzelne Glied derselben mit rechtem heiligem Fleiß Dämme und Deiche entgegensezte, der Erfolg gar bald müßte zu spüren sein.

Was sollen alle die bitteren und heftigen Klagen in Reden und Schriften gegen den Materialismus und den Atheismus und den Unglauben, die ihr furchtbar zerstörendes Werk in der menschlichen Gesellschaft thun? Laßt uns vielmehr uns ernst und gewissenhaft fragen, ob wir nicht durch unsere Trägheit und Kalttheit, durch die Lauheit unseres Glaubens und unseres Eifers beitragen zur Ausbreitung des Uebels, das wir befeuzen und beklagen. Wir sollen Arbeiter sein im Werk des Herrn, Arbeiter nicht mit leeren Worten, sondern mit der That und Wahrheit. Wir sollen helfen zur Ausbreitung des Evangeliums; wir sollen aber auch bedenken und uns darüber nicht täuschen, daß die Welt das Christenthum nach den Christen beurtheilt, und die Lehre nach denen, die sich zu ihr bekennen, das Evangelium nach denen, die sich nach demselben nehmen. Wer anderen die Kraft eines Heilmittels anpreist, pflegt ihnen Fälle vorzuführen, in denen es geholfen hat. So preiset denn auch, ihr Christenleute, die Kraft des Evangeliums und breitet es aus so weit ihr könnt; aber bedenkt zugleich, daß die Kinder dieser Welt auf euch sehen, und daß eure Anpreisung bei ihnen nicht eben viel Anklang finden wird, wenn sie an euch selbst keine heilsame Wirkung nicht wahrnehmen können. Darum ist auch das Aergerniß, welches Christen durch unchristlichen Wandel geben, tausendmal schädlicher als das böse Beispiel, das Wellenteile einander geben, und nicht umsonst warnt die heilige Schrift an vielen Orten uns Christen vor einem Wandel, durch welchen Gottes

Name gelästert wird bei den Kindern des Unglaubens. (Röm. 2. 24. 1. Tim. 6. 1. Tit. 2. 5.) Ach, wenn wir Christen alle unser Licht recht leuchten ließen, in unserm Wandel recht wären, was wir sein sollen, recht mit Wohlthaten verstopften die Unwissenheit der thörichtesten Menschen, das wäre ein Zeugniß für die Kraft des Evangeliums, das gewiß besonders in unserer traurigen Zeit nicht ohne Frucht und Segen bleiben würde.

G.

Das Wahrzeichen von Jugoistadt.

(Schluß.)

Wenn einen eine Kugel getroffen hat, so ist's ziemlich einerlei, ob man ein General oder Gemeiner ist. Steckt die Kugel im Fleisch und sind die Knochen zersplittert, so giebt es Schmerzen, und Schmerzen sind Schmerzen, ob sie ein Großer oder ein Geringer hat. Und ob einer dann in einem besseren Bette liegt als ein anderer, thut auch nicht eben viel zur Sache, und der Tod fragt vollends nicht nach Rang und Stand.

So war's denn auch mit dem Feldhauptmann Tilly übel bestellt, zumal er noch Vieles auf dem Gewissen hatte und die Flammen von Magdeburg und die Senzer von dorthier ihn verfolgten. Er lag im Hause des Bürgermeisters und wartete auf Heilung oder Tod. Er machte sich auf den letzten Feind gefaßt und ließ seinen Feldpater kommen, daß er ihn absolvire, und verlangte sodann nach einem Schreiber, um ihm seinen letzten Willen zu dictiren. Denn jetzt war's mit dem Haaren und Schreiben am Ende. Seinen eigenen Schreiber hatte er zurückgelassen beim Kurfürsten, und so verschaffte ihm der Bürgermeister den seinen, nämlich den Baccalaureus Fabian Duff, der sich jetzt noch dreimal so duffig und wuchtig vorkam, als früher. Denn nun warf er sich erst recht in die Brust wie Einer, der zu viel Besseren geboren und als ein verkanntes Genie endlich einmal gebührender Maßen an's Licht gezogen worden sei. — Der Schwedenkönig ließ aber auch nicht lange auf sich warten, und rückte gegen Jugoistadt, nicht um es zu zerstören, wie Tilly an Magdeburg gethan, sondern um christlicher Weise Rache zu üben, d. h. feurige Kohlen auf's Haupt zu sammeln. So hatte er es schon mit Augsburg und Regensburg gemacht und wollte es nun auch mit Jugoistadt also machen. Darum richtete er seine Kanonen nicht in die Stadt, sondern nur auf die Wälle, und sprengte die Mauern durch seine Winen. Wie es kam, weiß man nicht, aber gerade auf den Theil, wo die Mauern am schwächsten waren, richtete er am meisten seine Kanonen, und das war gerade das Quartier, wo das Strumpfwirfermännlein wohnte. Obwohl der Feldhauptmann Tilly schwer darnieder lag, blieb er auch im Leiden ein Soldat, und ließ sich durch seinen Adjutanten Bericht erstatten über alle Operationen des Schwedenkönigs, und gab noch Befehl, was da oder dort geschehen solle. Dabei war manchmal der Baccalaureus gegenwärtig, der sich auch hier wieder um Sachen bekümmerte, die ihn eigentlich Nichts angingen. Als aber der Adjutant berichtete, die Hauptmacht des Schwedenkönigs ziehe sich dorthin, wo das Strumpfwirfermännlein wohne, und als Tilly für sich sprach: „Wunderbar, daß der Schwedenkönig sich gerade dahin zieht, wo die Stadtmauer am schwächsten! muß ihm wohl Jemand gesagt haben, denn das geht nicht mit rechten Dingen zu“ — da horchte der Fabian Duff, auch ohne sein Ohr zwischen zwei Finger zu nehmen, hoch auf, und es bligte in seinen dunkeln, stehenden Augen von einem bösen

Gedanken, und er sagte: „Wenn Euer Gnaden einem gemeinen Mann Gehör schenken wollen, der sich nur auf die Wissenschaften des Friedens und die Gelahrtheit, nicht aber auf den Krieg versteht — so wollte ich meine devoteste und inmaßgebliche Meinung alleruntermissigst vortragen. In dem Hause, das dort hinter der Mauer liegt, in der meine Wenigkeit und meine Schwester Prisca wohnt, da herbergt auch ein Strumpfwirker. Es ist ein stilles, geheimnißvolles Männlein, von dem man nicht weiß, wo es her ist. Es singt viel in fremder Sprache, und giebt sich mit Niemandem ab. In seiner Stube hängt kein Weihwasserfesseln, wie bei jedem ehrbaren Christenmenschen, es geht zwar in die Mette und die Vesper, aber es hat noch nie ein Wort über unsere Religion verlauten lassen. Der begehrt nun die Unvorsichtigkeit, und hängt seine gefärbten Strümpfe zum Dachladen hinaus, der über die Stadtmauer wegsieht. Weil ich in Kriegsgeschichten bewandert bin, habe ich ihn schon des Mehreren aufmerksam auf solche Thorheit gemacht, und ihm bedeutet, wie leichtlich der Feind das als ein Zeichen ansehen könne, hereinzukommen. Aber der läßt sich so wenig befehlen, als wenn Euer Gnaden dem Schwedenkönig einen guten Rath geben wollte. Heute hat er noch, gewiß nicht in böser Absicht, einen rothen und einen blauen Strumpf groß und lang herausgehängt. Es wäre wohl der Mühe werth, Euer Gnaden ließen den Minn selbst billigermaßen über seinen Unverstand belehren.“

Damit beschloß der Baccalaureus seine wohlgesetzte und boshafte Rede, und der Feldhauptmann, der ihm aufmerksam zugehört, entließ ihn. Der Baccalaureus ging heim, und freute sich schon, dem Strumpfwirfermännlein eine Suppe eingebracht zu haben, an der es sich seine letzten Zähne ausbeißten könne. Es war gerade die Stunde, wo Meister Sondermann zur Vesper war, denn jetzt in Kriegsläuten war es ihm absonderlich werth, in der Stille sein Herz auszuschnitten und zu beten. Daher ging Herr Fabian Duff schnell zu seiner gewohnten Arbeit, und zeichnete wieder an seiner Maschine, d. h. an der Maschine des Strumpfwirfers, und glaubte nun bald im Reinen mit allem zu sein.

Der Baccalaureus saß eben hinter seiner Diebsarbeit, als bei dem todtkranken Feldhauptmann der Adjutant erschien, um ihm zu berichten, daß der Schwedenkönig der Stadt ganz nahe gekommen, und sich so weit vorgewagt, daß eine wohlgezielte Kugel seinen Schimmel tödtlich getroffen, und eine andere seinen Nebenmann niedergeworfen. Drob freute sich der alte Soldat, und über das schreckliche Todesantlitz des grausamen Mannes zuckte ein Schimmer und er sagte: „Wir wollen dem Schneekönig die Sache noch etwas bequemer machen, damit er nicht so nahe mehr herankommt, und ihm seine guten Freunde von Jugoistadt zeigen. Ruft die Ordonnanz!“ Als sie kam (es war ein Wachtmeister mit sechs Curassiren), gab er den Befehl: „Matthes,“ jagte er mit hohler Stimme, „nimmt sechs Mann, und gehe in das Haus des Strumpfwirfers, den du am Stuhle treffen wirst. Des Bürgermeisters Knecht soll dich begleiten und dir das Haus zeigen. Aus dem Boden hängt ein rother und ein blauer Strumpf, die ziehst du dem Mann an, und hängst ihn auf, und läßt ihn an der Mauer herab baumeln. In einer Viertelstunde muß alles geschehen sein.“ —

Der Wachtmeister nahm seine sechs Mann und marschirte auf das Haus zu. Der Baccalaureus war gerade recht in seine Arbeit vertieft, und hörte die schweren Tritte der Reiter und ihr Sporengelirr erst, als er

eben zu der Thür hinaus wollte, zu sehen, was es gäbe. Aber der Wachtmeister griff ihn bei der Brust und warf ihn in die Stube zurück. Ein Kürassir holte die Stümpfe von oben, zwei andere banden ihm die Hände, der dritte knebelte ihm den Mund zu, weil er mörderlich schrie und protestirte. Dann zogen sie ihm den rothen und dann den blauen Strumpf an und die Halsbinde aus und hängten ihn an einem Strick ohne weitere Umstände und Entschuldigungen über die Stadtmauer hinaus. Bei dem Allen sah der Wachtmeister nur zu; gegen seine Gewohnheit, denn sonst that er blindlings alles, was sein gestrenger Feldhauptmann wollte. Und das war nicht zu verwundern. Es war nämlich der Wachtmeister Matthias kein anderer, als der ältere Bruder des Strumpfwirfermännleins, der damals zum Eichstädterthor hinausgezogen und unter das Kriegsvolk gegangen war. Als ihm des Bürgermeisters Knecht die Wohnung von ferne zeigte, sah er, daß es seines Vaters Haus war, in das er commandirt war, und als er eintret, wachten in seiner Seele die alten Erinnerungen mit Macht wieder auf. Denn man kann auch einen eisernen Kürass tragen und doch darunter ein weiches Herz, das bewegt wird, wenn es der alten Tage gedenkt. Dort in der Stube des Strumpfwirfers hatte die alte Großmutter gelebt, und er war oft bei ihr gewesen in dem hohen Wittwenitz, der so hoch über die Stadtmauer wegschaute. Das kam ihm alles in den Sinn, und er ward so gedankenvoll, daß er gar nicht zusah, wie der Vaccalaureus sich wehrte, und wie seine Kürassire ihm ein so jähes Ende bereiteten. Der Vaccalaureus hatte eben sein Leben geendet, als das Strumpfwirfermännlein von der Vesper heimkam. Da staunte er denn erst recht, und schraf innerlichst zusammen, als er in seiner stillen Stube die sechs härtigen Krieger und den Wachtmeister dabei sah. Ob sie ihm seinen Stuhl zerschlagen wollten und sich hier einquartieren, das alles machte ihm Sorge. Aber als er sich den Muth nahm, hereinzutreten, und den Wachtmeister sah, da kam ihm das Gesicht so bekannt vor und bald herzten sich die Beiden, wie man sich herzt, wenn man sich todt geglaubt. —

Gern hätten sich die Zwei nun erzählt, was ihnen in den langen Jahren der Wanderschaft begegnet, und von Vater und Mutter gesprochen — allein dazu war keine Zeit. Der Strumpfwirfer hatte über die Freude, seinen Bruder zu sehen, von der Gefahr, in der er geschwebt, noch keine Ahnung. Aber der Wachtmeister, der schon mehr von der Welt Handel und Wandel, Lug und Trug erfahren, fand sich bald zurecht in der Sache und merkte den Zusammenhang, daß dies Mal der, dem es gegolten, frei durchgekommen, und der Schuldige doch richtig gepackt worden sei, und Einer in einer Falle gefangen worden, die er einem Andern gestellt. Darum sagte er zu seinem Daniel (so hieß das Strumpfwirfermännlein): „Halte dich still, als wenn dich der ganze Handel Nichts anginge, das Uebrige wird Gott versehen, der ein Wunder an dir gethan hat.“

Tilly starb noch in derselben Nacht. In jenen Tagen war ein solches Durcheinander in Jngolstadt, ein Schießen von drinnen und draußen, und ein Treiben freuden Kriegsvolkes, daß sich kein Mensch um einen Gehängten mehr oder weniger befummerte. Der Kürfürst von Bayern brach sein Lager ab, und der Schwedenkönig zog ein und vermachte den Jngolstädtern seinen todtten Schimmel, den sie zum Andenken an ihn ausstopften. Als das Kriegsvolk wieder aus der Stadt war, und Jeder von den erlebten Nöthen und Drangsalen erzählte, und von Dem und Jenem, kam auch die

Nede auf den gehängten Vaccalaureus. Die wenigen Zeugen seiner Hinrichtung wußten keinen Aufschluß zu geben. Da man aber den Charakter des Fabian Duff kannte, so fehlte es nicht an allerhand Vermuthungen, daß er wohl, dieweil er in Alles hineingeredet, ein Spion gewesen, oder dem Feldhauptmann seine Papiere durchstöbert und zu eigen sich gemacht, wie den Stuhl des Strumpfwirfers. Der Letztere aber war still wie ein Mäuslein und bewunderte die Güte und Treue Gottes, die über ihm so sichtlich gewacht.

Die Jngolstädter aber wollten außer dem Schwedenschimmel noch ein anderes Wahrzeichen haben, und malten darum den gehängten Vaccalaureus mit einem blauen und einem rothen Strumpf an die Stadtmauer, daran er vor Jahren noch zu sehen war. — Die Schwester Prisca kaufte sich mit ihrem Vermögen in ein Kloster ein, soll aber hinter den Klostermauern nicht anders geworden sein, als sie hinter der Jngolstädter Stadtmauer schon war. Denn das trotzige Herz nimmt Einer überall mit, auch in die Klosterzelle hinein. Dem Strumpfwirfer aber, der sich an den guten Hirten hielt und ihm alle Tage und Stunden über der Arbeit sein Lied sang, war's jetzt so heimlich und friedlich. Die Arbeit ging ihm von den Händen, und die Leute brauchten Strümpfe und Wännsen, denn das Kriegsvolk hatte angezogen, was es fand, und sich in der Eile nicht darum gekümmert, ob die Strümpfe und Wännsen auf's Maß genommen waren und paßten. Nach Jahren konnte er das väterliche Haus kaufen. In der Nördlinger Schlacht wurde sein Bruder Matthias verwundet und kehrte mit dem Arm in der Binde zu seinem Bruder in's väterliche Haus zurück. Der Kriegsbruder verstand sich aber auch bald zu dem Friedenshandwerk der Strumpfwirberei und sang mit seinem Bruder bei der Arbeit: „O guter Hirte Jesus Christ, der du starbst zum Heil der Menschen.“

Entwommen.

Steuere den gottlosen Leuten,
Die im Finstern böses thun.
Sollte man gleich was bereiten
Uns zu schaden, wenn wir ruh'n,
So zerstöre du den Rath
Und verhindere die That.

Wer vom Dorfe Herisau aus der alten Straße nach in das nahe Hinrichsbad geht, kommt an einem Hause vorbei, bei dem einstens eine große Leinwandbleiche sich befunden. Von diesem auch jetzt noch stattlichen Appenzellerhause, auf dem die Worte geschrieben stehen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, Das ist mein Schmuck und Ehrentkleid,“ ging vor hundert Jahren ein seiner Jüngling, der nach damaliger Sitte sein langes blondes Haar in Locken getragen, auf die Brautwerbung aus und glaubte in der Tochter einer angesehenen Familie seines Heimathortes eine für ihn passende Lebensgefährtin gefunden zu haben. Darin aber hatte er sich sehr getäuscht, denn während er als Kaufmann auswärtige Messen besuchte, wurde zu Hause von der Frau übel gewirthschaftet, so daß der junge Mann nicht nur all sein eigenes Vermögen verlor, sondern auch seine Zahlungen einstellen mußte. Zu jener Zeit verstand man die saubere Kunst noch nicht, Afforde zu schließen, durch die der Fallirrende oft sich bereichern kann, und so mußte der Verunglückte es sich gefallen lassen, daß selbst die Schnallen an den Schuhen ihm weggenommen wurden. Dies hätte er nun wohl noch ertragen, aber der Verlust seiner bürgerlichen Ehre kränkte ihn so tief, daß ihn der längere Aufenthalt an einem Orte, wo er einstens so viele Achtung genossen, unerträglich wurde. Und so sehen wir ihn denn eines Morgens in der Frühe

nassen Auges und gebeugten Hauptes das Land seiner Väter verlassen, um im fernen Süden eine neue Heimath zu suchen. — Die Urheberin seines Ruins trug nun freilich bitter Leid darüber und starb bald darauf an einem gebrochenen Herzen, nachdem sie den fernen Gatten oft im Geiste um Verzeihung gebeten. Vermögen und Ehre hatte derselbe in Herisau zurücklassen müssen, nicht aber seine lebendige Gottesfurcht, die er als das beste, weil unzerreißbare, Erbgut aus dem frommen, väterlichen Hause mitgenommen. Der geschickte und einnehmende Mann fand in Piemont, wohin er sich gewendet, sogleich unter einem Schweizerregiment eine Lientenantsstelle und bekleidete dieselbe 14 Jahre. Was er im Kinderröcklein gelernt, das übte er auch im Soldatenkleide — er betete und verdankte dem Gebete einstens seine Lebensrettung. Das ging aber so zu. — Auf einer Reise im Auftrage seiner Vorgesetzten kam er eines Abends spät in einem sehr einsam gelegenen italienischen Wirthshause an, und wäre, da er sich in demselben gar unheimlich fühlte, wohl gerne noch weiter gezogen, wenn nicht sein müdes Pferd so sehr der Ruhe bedurft hätte. Nach kurzem Aufenthalt in der Wirthsstube, die alle Zeichen der Unordnung an sich trug, wünschte unser Reisender, auf sein Schlafzimmer geführt zu werden. Dasselbst angelangt, verschloß er die Thür, so gut es ihm möglich war, legte sich aber nicht zu Bett, sondern wendete Auge und Herz aus der Dunkelheit und Unsicherheit seines Aufenthalts zu dem, in welchem keine Finsterniß ist, und flehte inbrünstig um seine Bewahrung und Hilfe. Hierauf setzte er sich völlig angekleidet auf einen Stuhl, um da, den gezogenen Degen neben sich, den Morgen abzuwarten. Eben hatte ein leichter Schlummer ihm eine kleine Stärkung zu bringen versucht, da schreckte ihn aus demselben der Lärm neuer ankommender Gäste, die durch ihr wüthes Begehlag, das sie anstellten, deutlich genug verriethen, daß sie Kinder der Nacht seien. Daß er in eine Räuberhöhle gerathen, konnte der Offizier sich nicht verbergen, und von Schlafen war natürlich keine Rede mehr. Endlich kam die Mitternacht, — da öffnete sich plötzlich die Wand über der Schlafstätte und eine Art eisernen Fallbeises sank auf die Stelle im Bette nieder, wo sein Kopf gelegen hätte, wenn er dasselbe benützt haben würde. Bald nach dem verhängnißvollen Streiche kam die wüste, wilde Schaar die Treppe hinaufgestolpert und schimpfte fürchterlich, als sie die Thür fest verrammelt fand, wollte aber, wohl in der Meinung, daß ihr Schlachtopfer ihr ja nicht mehr entgehe, das mühsame Geschäft des Erbrensens auf den Morgen versparen. Einige Zeit war es im Hause noch sehr unruhig, endlich übte aber die Natur ihr Recht auch über dieses Mordgesindel und es entschlief. Nun schien unserm Feinde der günstige Augenblick zur Flucht gekommen zu sein, und er schickte sich zu derselben an, nachdem er noch einmal auf seine Kniee sich niedergeworfen und den nie schlummern den Hüter Israels um seine Errettung angefleht hatte. Wie groß aber war seine Bestürzung, als er sich überzeugen mußte, daß der Weg in den Hof des Hauses durch die mit Menschen angefüllte Wirthsstube gehe! Er öffnete die Thür derselben mit klopfendem Herzen: — die saubere Gesellschaft schnarrte laut, hingestreckt auf Bänke und Tische, und Gottes Engel ging schützend vor ihm her. Nachdem das Pferd in Eile gefattelt und er mit demselben glücklich an's Hofthor gelangt war, schien es nun aber mit der göttlichen Hilfe aus zu sein: starke, eiserne Riegel, an denen er seine Kraft vergeblich versuchte, verwehrten ihm den Ausgang in's Freie. Einmal um's andere will er sie brechen; aber umsonst. Da merket er sein Auge nochmals Hilfe

stehend zum Himmel, — er reißt, er reißt in der Kraft jenes Glaubens, von dem es in einem alten Liede heißt: „Der Glaube bricht durch Stahl und Stein und kann die Allmacht fassen,“ und siehe, er wird nicht zu Schanden: der Niegel springt, das Thor geht auf! Das ist denn aber auch Hilfe in der Noth gewesen, denn kaum hat der Reiter mit einem dankbaren Blick nach oben sich auf's Pferd geschwungen, so entsteht Geräusch im Hause; seine Flucht ist entdeckt, man setzt ihn nach, er aber entrinnt glücklich und ist wunderbar gerettet.

Die erste christliche Gelehrtenschule.

Hohe Schulen zur Ertheilung eines gelehrten christlichen Unterrichts und zur Heranbildung christlicher Männer, die tüchtig wären auch andere zu lehren und die göttliche Wahrheit zu verteidigen, giebt es nicht erst in neuerer Zeit, auch nicht erst seit den Tagen der Reformation, sondern schon in der Kirche der ersten Jahrhunderte traten solche Anstalten ins Leben. Zwar die heiligen Apostel, die mit Jesu gewandelt hatten, waren nicht auf hohen Schulen gewesen, und wir lesen Apostelgesch. 4, 13., daß die Obersten und Aeltesten von Israel sie wunderten über Petrus und Johannes, „denn sie waren gewiß, daß sie ungelehrte Leute und Laien waren.“ Aber dieselbe Apostelgeschichte berichtet uns auch, wie diese Männer, nachdem sie drei Jahre lang den Unterricht des großen Propheten aus des Vaters Schooß genossen hatten, auf wunderbare Weise ausgerüstet wurden, die großen Thaten Gottes zu reden. Diese wunderbare Ausrüstung der Boten des Friedens sollte aber nicht fort und fort stattfinden. Schon in dem Zeitalter der Apostel sehen wir, wie St. Paulus seinen Schülern Timotheus und Titus in den Briefen, welche er an sie richtet, Unterricht erteilt für die rechte Ausübung ihres Lehr- und Wehramtes, und bald nachher finden wir auch besondere Schulen, in denen solcher Unterricht erteilt wurde, in der Kirche erstehen. Die erste Schule dieser Art war die Katechetschule zu Alexandrien.

Alexandrien in Egypten war seit Jahrhunderten ein Siz sowohl heidnischer als jüdischer Gelehrsamkeit gewesen, und eine lange Reihe bedeutender Gelehrter hatte diese Weisheitsstätte weit und breit berühmt gemacht. Im nordöstlichen Theile der Stadt erhob sich nahe bei dem prächtigen Palast der Könige aus dem Hause der Ptolemäer ein großartiges Gebäude, das sogenannte Museion, das von prachtvollen Säulenhallen und Anlagen umgeben war. Im Inneren befand sich zunächst ein großer Saal, in welchem gelehrte Disputationen und Vorträge gehalten wurden. Ferner befand sich darin eine ungeheure Bibliothek von 400,000 Büchern. Lange Reihen von Zimmern standen für diejenigen bereit, welche diese Bücher benutzten oder sonst gelehrten Arbeiten obliegen wollten. In einem großen Speisesaal fanden täglich zahlreiche Gelehrte ihren Unterhalt. Als im Museum für die anwachsende Zahl der Bücher der Raum nicht mehr ausreichte, wurde im sogenannten Serapeum eine neue ähnliche Anstalt eingerichtet, die bald an Umfang mit der Mutteranstalt wetteiferte und sie endlich überlebte. Hier in Alexandrien war auch im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt die Uebersetzung des Alten Testaments aus der ebräischen in die griechische Sprache, die sog. Septuaginta od. Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher, auf Veranstaltung des damaligen Königs von Egypten zu Stande gekommen, ein Werk, das, da es in allen Ländern Verbreitung fand und sogar zur Vorlesung in den Judenthulen gebraucht wurde, den Schriften des Neuen Testaments, die Gott in der griechischen Sprache wollte

verabfassen lassen, in ausgedehntem Maße vorgearbeitet hat.

In dieser Stadt also erblickte die erste christliche Hochschule. Sehr sparsam sind die Nachrichten, welche über den Ursprung dieser Anstalt auf uns gekommen sind. Wer ihr Gründer war, wissen wir nicht, doch scheint sie bald nach der Entstehung der ersten Christengemeinde zu Alexandrien ins Leben getreten zu sein, und schon im Alterthum wurde der Gründer der Gemeinde, der Evangelist Marcus, auch als der Gründer dieser Schule bezeichnet. Jedenfalls ist gewiß, daß um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, also zu einer Zeit, da aus anderen Theilen der Christenheit von solchen Schulen noch nichts verlautet, zu Alexandrien eine höhere christliche Lehranstalt bestand.

Im letzten Viertel des genannten Jahrhunderts lehrte an dieser Schule ein gelehrter Mann mit Namen Pantänus, der nicht nur in den Lehrgebänden der Philosophen sich fleißig umgesehen, sondern auch zu den Füßen von Apostelschülern gesessen und von ihnen die göttliche Lehre von Christo und dem Heil in ihm gehört und gelernt hatte. Nachdem er von heißer Liebe zu seinen Mitmenschen getrieben auf weiten Missionsreisen das Evangelium bis nach Indien getragen hatte, trat er als Lehrer in Alexandrien auf. Zur Ausübung einer solchen Thätigkeit war, da auch Irlehrer ihre Lehren auszubreiten alle möglichen Mittel benutzten, die Zustimmung des Bischofs einzuholen. Die Lehrgegenstände waren je nach den Bedürfnissen der Zuhörer verschieden, ebenso die Methoden des Unterrichts, indem der zusammenhängende Lehrvortrag mit Fragen und Antworten abwechselte. Auch in Schriften war Pantänus thätig, indem er zahlreiche Auslegungen zur heiligen Schrift verfaßte, die jedoch bis auf geringe Bruchstücke verloren gegangen sind.

Die Schüler des Pantänus waren zum Theil hoch gelehrte Leute, die, nachdem sie der Weltweisheit obgelegen, zum Theil vielleicht, wie die Athener in der Apostelgeschichte, weil sie etwas Neues hören wollten, zum Theil weil sie die Wahrheiten des Christenthums, die sie etwa in Predigten für das Volk hatten vortragen hören, auch in gelehrter Form und einerseits mit eingehender Begründung aus der Schrift, andererseits mit Widerlegung der falsch berühmten Wissenschaft sich wollen vorführen lassen, den berühmten Lehrer aufsuchten. Ein solcher Mann war Titus Flavius Clemens. Im Heidenthum aufgewachsen hatte er sich auf mancherlei Schulen eine ausgedehnte heidnische Gelehrsamkeit erworben, ohne freilich darin wahre Befriedigung zu finden. Erst in männlichem Alter fand er die Weisheit von oben her und wurde zum Christenthum bekehrt. Wie vorher sein Wissensdurst nach menschlicher Weisheit groß gewesen war, so war er nun eifrig darauf aus, zu einer tiefgehenden Einsicht in die Gottesgelehrtheit zu gelangen, und in Alexandrien fand er an Pantänus einen Lehrer, der ihn dauernd fesselte, und an ihm zog sich Pantänus einen Nachfolger in dem Lehramt herau. Nachdem nämlich Clemens schon an der Seite seines Lehrers unterrichtend thätig gewesen war, trat er, als Pantänus zu einer Zeit, die sich nicht genau bestimmen läßt, von seiner Lehrthätigkeit zurückgetreten war, ganz an dessen Stelle. Unter Clemens von Alexandrien gelangte die Schule zu noch größerer Bedeutung, als unter seinem Vorgänger; seine erstaunliche Belesenheit, seine frische, blühende Darstellungsweise, der gewaltige Flug seiner Gedanken, zogen zahllose Zuhörer herbei und rissen dieselben zur Begeisterung nicht nur für den Lehrer, sondern auch für den Lehrgegenstand hin.

Wohl unter den jüngsten Zuhörern des Clemens war ein begabter Jüngling mit Namen Origenes. Von seinem Vater Leonidas, der später um des Bekenntnisses Jesu willen den Märtyrertod erlitt, war Origenes in den Zweigen des weltlichen Wissens, in denen man die Knaben zu unterrichten pflegte, besonders aber in der christlichen Heilslehre sorgfältig vorgebildet worden. Den Grund zu der später so ausgedehnten Bibelenkenntniß hatte der Vater beim Sohne dadurch gelegt, daß er ihn täglich ausgewählte Abschnitte aus der heil. Schrift auswendig lernen und hersagen ließ.

In der unter dem Kaiser Septimius Severus ausgebrochenen heiligen Christenverfolgung fiel das Haupt des Leonidas unter dem Beil des Henkers, und das Vermögen, welches unter andern Umständen Origenes geerbt hätte, fiel der Staatskasse anheim. So war der Jüngling verwaist und arm. Zwar nahm ihn eine reiche Frau in ihr Haus auf; da aber in diesem Hause ein Irlehrer Namens Paulus aus Antiochien eine Schule eröffnet hatte, und Origenes den Umgang mit diesem Menschen, den er nicht umgehen konnte, für gefährlich hielt, verließ er das Haus seiner Wohlthaterin wieder, und begann als Lehrer der Grammatik seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Die Verfolgung, die den Origenes seines Vaters beraubt hatte, hatte auch die Katechetschule ihres Lehrers beraubt, der sich von Alexandrien an einen sicheren Ort begeben hatte, und nun wurde der jugendliche, noch nicht achtzehnjährige Origenes durch den Bischof Demetrius mit dem Lehramt, das vor ihm Pantänus und Clemens geführt hatten, betraut. Die Aufgabe, welche ihm hiermit gestellt wurde, war mit der höchsten Lebensgefahr verbunden. Unter dem neuen Proconsul von Egypten, der um dieselbe Zeit sein Amt antrat, wüthete die Christenverfolgung mit gesteigerter Heftigkeit, und es versteht sich leicht, daß ein Mann, der die Lehren der verfolgten Religion besonders in der Weise vortrug, wie dies hier geschehen mußte, den Haß der Verfolger in hervorragender Weise auf sich lenkte. Doch diese Gefahr konnte den Jüngling, der den eigenen Vater zur Standhaftigkeit ermuntert hatte, und der schon als Lehrer der weltlichen Wissenschaft keinen Fehl aus seinem Glauben gemacht hatte, nicht abschrecken, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen. Die Unerforschlichkeit, mit welcher der junge Gelehrte seinem nunmehrigen Beruf vorstand, die zarte Sorgfalt, mit der er die Verfolgten in ihren Gefängnissen aufsuchte und bis an ihren Märtyrertod sich ihrer annahm, und dabei die Tüchtigkeit seines Unterrichts wirkten so vortheilhaft, daß trotz der Gefahr, mit welcher auch für die Zuhörer der Umgang mit ihm verknüpft war, die Zahl derselben immer zunahm, und selbst aus der Zahl der gebildeten und gelehrten Heiden drängten sich lernbegierige Schüler dahin, wo dieser Jüngling, der noch dazu klein war von Person, seinen Unterricht erteilte.

Als Origenes 26 Jahre alt war, starb der Kaiser Septimius Severus, und bald darauf machte Origenes sich auf eine Zeitlang von der bisher geleisteten Lehrarbeit in Alexandrien los um auf Reisen in anderen Theilen der Christenheit sich umzusehen. Nach kurzer Abwesenheit kehrte er aber wieder in seine Vaterstadt zurück und trat auf den dringenden Wunsch des Bischofs wieder in sein Lehramt ein. Als dann der Zubrang zu seiner Schule so groß wurde, daß selbst ein so unermüdlicher Arbeiter wie Origenes der Arbeit nicht mehr allein vorstehen konnte, theilte er die Zuhörer in zwei Klassen und übergab seinem früheren Schüler Herakles die Anfänger, während er den Unterricht der Gejörderten behielt. Aber auch in die Ferne war des

berühmten Lehrers Ruf gedrungen, und auf eine Bitte eines Feldherrn in Arabien wurde Origenes dorthin entsendet, um den vornehmen Fremdling zu unterrichten.

Nach seiner Rückkehr setzte er seine Lehrthätigkeit in Alexandrien fort. Im fünften Regierungsjahr des Caracalla ließ aber der Zorn dieses Kaisers einen furchtbaren Sturm über die Stadt hereinbrechen, der auch der Katechetenschule in empfindlicher Weise fühlbar wurde. Der Geschichtschreiber Herodian berichtet über die Veranlassung des kaiserlichen Hasses gegen die Alexandriner im vierten Buch seiner Kaisergeschichte folgendes: „Der Kaiser erfuhr theils zu Lebzeiten seines Bruders, theils nach dessen Ermordung (durch den Kaiser), daß sie viel über ihn gespottet hätten. . . . Von Natur rachsüchtig und blutdürstig, fand er sich dadurch gedrungen, mit Hinterlist auf ihr Verderben zu sinnen.“ Er ließ also ein furchtbares Blutbad in der Stadt anrichten, das mit Plündern und allerhand Greuelthaten mehrere Tage lang anhielt. Besonders grobte der Kaiser den Gelehrten, von denen viele getödtet wurden, und unter solchen Umständen hielt es auch Origenes für geboten, die Stadt zu verlassen. Doch nahm er, von Palästina, wohin er sich begeben hatte, durch seinen Bischof Demetrius zurückgerufen, seine katechetische Thätigkeit in Alexandrien wieder auf. Dasselbe wurde aber einige Jahre später wieder unterbrochen, als der Kaiser Alexander Severus auf Wunsch seiner Mutter Julia Manmää, die den berühmten christlichen Lehrer zu hören verlangte, diesen unter starker Militärbegleitung von Alexandrien nach Antiochien holen ließ. Nachdem er hier eine Zeitlang am kaiserlichen Hof Christum verkündigt hatte, kehrte er wiederum in seine Schularbeit nach Alexandrien zurück.

Leider brach jedoch im Laufe der folgenden Jahre ein Zwist aus zwischen Origenes und seinem Bischof Demetrius, der den ersteren bemog, Alexandrien, wo er so lange Zeit hindurch eine so große Thätigkeit entfaltet hatte, zu verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Die Schule, welche unter ihm ihre höchste Blüthezeit erlebt hatte, hielt sich noch längere Zeit. Ihr letzter bedeutender Lehrer war der blinde Didymus, der von Jugend auf ohne Augenlicht mit metallnen Buchstaben Lesen, Rechnen u. s. w. gelernt und sich eine ausgedehnte und gründliche Gelehrsamkeit in allen damaligen Wissenschaften erworben hatte; die Thätigkeit dieses Mannes war das letzte Aufleuchten auf diesem ersten Heerd der christlichen Schulgelehrsamkeit. G.

Das Frauenleben der Erde.

(Auszug aus einem Artikel im „Weißblatt zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.“)

Unter diesem Titel hat der Freiherr von Schweizer-Lerchenfeld unlängst ein Werk veröffentlicht, worin er die Stellung schildert, welche die Frau unter allen irgend bekannteren Völkern der ganzen Erde einnimmt. Der Verfasser ist kein Freund der Mission. Immerhin aber ruhen die Schilderungen auf so reichhaltigem Quellen-Material, und gewähren durch die große Fülle einzelner Züge ein so anschauliches Gemälde von dem sittlichen, gesellschaftlichen und geistigen Zustande des weiblichen Geschlechtes in allen fünf Welttheilen, daß dieselben der Beachtung wohl werth sind.

Der Verfasser beginnt seine Erd-Rundschau mit der Frauenwelt der Kaukasus-Länder, durchwandert das übrige Asien und schließt, nachdem er von den Frauen der drei anderen Erdtheile mehr oder minder ausführliche Schilderungen entworfen hat, mit einer kurzen Charakteristik der Frauen bei den Völkern Europas.

Der Gesamteindruck den diese Umschau hervorbringt, ist von der niederschlagendsten Art. Wie eine nicht gar zu große Insel hebt sich aus dem Völkermeer der Erde die Kinderzahl der Nationen hervor, in welchen die Frau eine würdige Stellung besitzt. Bei der überwiegend großen Mehrzahl ist dieselbe eine rechts- und bildungslose Sklavin. Es lastet auf zwei Dritteln aller überhaupt lebenden Frauen der Fluch eines so furchtbaren Druckes, die Tyrannei eines so entsetzlichen sittlichen Elends, der Jammer eines so unwürdigen Lebens, daß der Blick eines Christen sich unwillkürlich richtet auf das einzige Rettungsmittel das es für sie giebt, — das Evangelium.

Es sind ungezählte Millionen von Frauen, deren Lebensgeschichte, wie sie auch im einzelnen von einander abweichen mag, sich in folgende kurze Hauptzüge zusammenfassen läßt. Mit Verwünschungen des Vaters bei der Geburt empfangen, schleppt sich das Mädchen, welches der sofortigen Tödtung entgangen ist, durch freudlose Kinderjahre zu der furchtbaren Knechtschaft der Ehe hin, in welcher sie oft im frühesten Alter verkauft wird, der den Eltern am meisten bezahlt. Ist sie in das Joch der Ehe gespannt, so muß sie entweder von früh bis spät die schwersten Dienste verrichten, von jeder Laune des Gebieters abhängig, der rohesten Mißhandlung willenlos preisgegeben, oder sie bringt mit einer Anzahl anderer Frauen in abgeschlossene Gemächer eingesperrt ihr Leben zu. Völlig ausgeschlossen auch von den dürftigsten Bildungselementen, ist ihre Welt der Pug, die Intrigue, der sittliche Schmutz. Der Gedanke selbst, daß die Frau an ihren Mann höhere Rechte hat, ist bei der Vielweiberei ein unmöglicher; oft darf sie nicht mit ihm an der Mahlzeit theilnehmen, sie ist etwas Verächtliches, tief unter dem Manne Stehendes. Die Freude an ihren Kindern ist eine kurze und mit bitterem Weh vermischt; ihre Töchter werden entweder ermordet oder kommen bald selbst in dieselbe unerträgliche Sklaverei; ihre Söhne werden gelehrt, der Mutter, als einem Weibe, mit Verachtung zu begegnen. Und dennoch, wie schwer und unerträglich die Gegenwart auf den unglücklichen Geschöpfen lastet, bei vielen Völkern ist sie golden gegen das Geschick, welches der um jeder Laune des Mannes willen Verstoßenen, der Verwitweten, der der Hilflosigkeit des Alters einsam Preisgegebenen droht. Und diese Frauen, deren Gefühl unbarmherzig zertreten wird, deren Seele in dumpfem Aberglauben hinbrütet, sind die Mütter von ganzen Generationen unzähliger Völker, die von ihnen ihre beste Mitgabe in sittlicher und religiöser Erziehung erhalten sollten. Kann man sich da wundern über die Greuel des Heidenthums?

Man sollte meinen, wenn es etwas giebt, was auch dem gleichgiltigen Namenschristen die Mission als eine heilige Pflicht in der unwiderleglichsten Weise vor das Auge und Gewissen zu stellen im Stande wäre, so müßte dies die furchtbare Noth der Frauenwelt vermögen, deren grauenvolle Sklavensesseln durch keinen andern Einfluß, als durch die Strahlen des Christenthums geschmolzen werden können! Weder die höchste Bildung indischen Heidenthums hat den Jammer gemildert — dort ist er vielmehr besonders grauenvoll —, noch der Einfluß der europäischen Kultur, wo dieselbe im Handels-Interesse in die Heidenwelt dringt, ohne an dem Evangelium ein Gegengewicht zu haben; denn dort hat die Rassisthätigkeit europäischer Fremdlinge den Fluch noch verschärft, unter dem die heidnische Frau leucht. Nur wo die Mission ihre umgestaltende Macht bewährt hat, da ist die Frau aus ihrer Knechtschaft erhoben zu einer gleichberechtigten Gehilfin des Mannes und Miterbin des ewigen Lebens.

Die Thatsache, daß nur die Macht des Evangeliums die Frau aus ihrer Herabwürdigung retten kann, wird durch das Schweizer-Lerchenfeld'sche Werk in so zu sagen aktenmäßiger Evidenz erwiesen. Und diese Beweisführung ist um so zwingender, als sie ganz unabsichtlich aus den Schilderungen des in keiner Weise christlich erwärteten Verfassers hervorleuchtet.

Doch es sei genug der allgemeinen Betrachtungen. Versuchen wir es lieber aus der Fülle von Bittern, wie sie unser Buch aneinanderreicht, einige herauszugreifen.

Beginnen wir mit der Tschereffin. Ihrem Neuberger nach erscheint sie bestimmt zu höchster geistiger Stellung. Ihre Gestalt höchst zierlich, ihr Haar tief-schwarz, ihr Auge leuchtend und seelenvoll; jede Körperbewegung voll Lebhaftigkeit, mit unnachahmlicher Grazie gepaart. Und welch' ein Leben führt sie? Sie ist dem Manne nichts mehr und nichts weniger als die Magd, die ihm bei jeder Gelegenheit zu Dienste sein, alle Arbeiten verrichten, seine Ausrüstung im Stande halten muß. Sie führt in einer elenden Lehmhütte ein so elendes Leben, daß der Tschereffin der Verkauf als Sklavin in einen türkischen Harem als eine Erlösung aus unerträglichen heimischen Verhältnissen erscheint.

Aber dieses Harem-Leben selbst, wie ist es jedes edleren Inhalts leer! Der Mohammedaner erkennt das Weib nicht als seinesgleichen, und so ist ihm seine Gattin nur dazu da, für nichts sagende Zerstreungen Sorge zu tragen. Darum dreht sich die Erziehung des Mädchens um äußerlichkeiten, um Pug- und Gefallsucht, kokettes Intriguenpiel, um die Erlangung einiger Fertigkeit in weiblichen Arbeiten. Alles, was darüber hinausgeht, gilt dem Türken und Araber als Luxusartikel. Zu alledem kommt noch, daß wenn auch der Moslim gesetzlich nur vier Frauen haben darf, er in Bezug auf die Zahl der Sklavinnen unbeschränkt ist. Wenn die letzteren, wie oft der Fall, Mütter werden, die rechtmäßigen Frauen aber kinderlos bleiben, so kann man sich wohl vorstellen, wie es um ein solches Zusammenleben bestellt ist. Und wenn nun noch der weibliche Theil der Familie von dem Eheherrn vor dem ungezogensten Buben bloßgestellt wird und der Vater Beifall klatscht, wenn ein Knabe sich an der eigenen Mutter vergreift, so ist eine tiefere Herabwürdigung des ehelichen Lebens kaum denkbar.

Ein arabisches Sprüchwort sagt: „Ein Mann kann alles ertragen, nur nicht die Erwähnung seiner Weiber.“ In keiner anderen Sprache auf Erden findet sich die Härte der öffentlichen Meinung schlagender ausgedrückt, als in diesen Worten. So oft der orthodoxe Moslem veranlaßt ist, von einem Weibe zu reden, schickt er dem Namen desselben den Ausruf: „Ajellat Allah“ voran.

„Ajellat Allah“ bedeutet: „Möge Gott dich behüten und emporheben!“ — und zwar in dem Sinne: „Möge Gott in seiner Macht dich der Gefahr entrücken, durch das, was jetzt gesagt werden soll, verunreinigt zu werden!“ Es entspricht also diese Aeußerung einigermaßen unserer Redensart: „Mit Respekt zu melden.“

In das Sprechzimmer des Dr. van Dyl zu Beyrut trat einst ein mohammedanischer Mufti. Eine seiner Frauen war von einer Krankheit befallen worden, und er wünschte ärztlichen Beistand für sie zu erlangen. Aber sein Ruf, ein wohlherzogener, gebildeter und höflicher Mann zu sein, stand auf dem Spiel, wenn er es nicht vermeiden konnte, den Doktor durch die Erwähnung eines weiblichen Wesens zu beleidigen. Er begann sein Anliegen mit den gebräuchlichen zahllosen Begrüßungsformeln, die er im Verzugsein der drohenden Gefahr noch vermehrte.

„Guten Morgen — möge dein Tag glücklich sein — möge Gott dir Hilfe gewähren“ etc., bis er meinte, nunmehr durch diese Komplimente den Weg zu seiner Bitte genügend gepflastert zu haben. Dann fuhr er fort: „Seine Excellenz wollen vernehmen, daß in meinem Hause ein Mann krank darnieder liegt. Möge Gott dir seinen Segen verleihen! Möge Friede auf deinem Haupte ruhen! Inschulla, die Krankheit ist nicht schlimm, wie ich glaube.“ Dem Arzte machte die Sache Spaß, und er fragte, um was es sich eigentlich handele.

„D — er leidet an heftigem Kopfschmerz, er fühlt Schmerzen in seinem Rücken und kann keine Speise zu sich nehmen.“ — „Gut, ich werde kommen und sehen, was mit ihm zu beginnen ist; welcher ist's denn?“ Der Mufti stotterte verlegen, überwand sich aber und bekannte: „Ajellak Allah, es ist meine Frau! Möge Gott dein Glück vermehren! Guten Morgen“

Es ist ganz unmöglich, einem hochmüthigen, verachtungsvollen Widerwillen einen treffenderen Ausdruck zu geben. Der auf Bildung und Genialität Anspruch machende Araber wird dieses Desinfektionsmittel nie außer acht lassen, wenn er von einem Schuh, einem Hunde, einem Schwein, einem Esel oder einem Weibe zu reden beabsichtigt. Dem ganzen Begriff der Weiblichkeit haftet in Egypten und Palästina ein degradirender Makel an. Freude erfüllt das Herz des Vaters, wenn ihm ein Sohn geboren wird, der den Familiennamen erhalten und fortpflanzen kann; aber auch unauslöschlich lebt im Volksmunde das Wort eines arabischen Poeten: „Vierzig Tage ist des Hauses Schwelle thränennass, wenn ein Mädchen in die Welt gekommen.“

Doch welche Schatten auf dem Leben der mohamedanischen Frau lagern, dasselbe erscheint leicht, verglichen mit dem Geschick ihrer heidnischen Schwestern. Wir betreten Indien, das klassische Land des Heidenthums. Man braucht nur ein Dreifaches zu nennen, um die tief herabgewürdigte Stellung des weiblichen Geschlechts zu bezeichnen: die Wittwen-Verbrennung, den Kindermord und die Vielweiberei.

Hören wir, wie ein Engländer das traurige Schauspiel der Selbstopferung einer Wittwe schildert. Er ritt zu einer alten Wittwe, welche fest entschlossen war, sich zu verbrennen. Sie saß mit verhülltem Haupte vor einer kupfernen Schüssel, die mit Reis und Blumen angefüllt war, in jeder Hand hielt sie eine Cocosnuß. „Ich will,“ sprach sie, „die Asche mit der meines Mannes vereinigen.“ Sie blickte in die Sonne, welche eben aufging und sprach in ruhigem Tone weiter: „Seit fünf Tagen ist meine Seele bei jener Sonne mit der meines Mannes vereinigt. Ich weiß, du wirst mir erlauben, daß ich auch meine Asche mit ihm vereinige, du wirst mein Elend nicht verlängern wollen. Ich will mit meinem Gatten Omed Singh Oppadia vereinigt werden.“

Zum ersten Mal in ihrem Leben sprach sie den Namen ihres Mannes aus. Die Frauen aller Stände thun das sonst nie. Es würde gegen die Achtung verstoßen, welche die Frau dem Manne schuldig ist, wenn sie seinen Namen über die Lippen bringen wollte. Seine Alte hatte die drei Wörter mit einem so entschlossenen Ton gesprochen, daß an ihrem Entschluß nicht mehr zu zweifeln war. Der Engländer erklärte, daß wenn die Verwandten sich feierlich verpflichten wollten, niemals wieder eine Wittwenverbrennung in der Familie zu veranstalten, die Alte Erlaubniß zur Selbstopferung erhalten solle. Man gab das Versprechen und nun war die Wittwe voll inneren Jubels; ihre Freude stieg noch höher, als der Scheiterhaufen aufgethürmt wurde. Sie nahm ein Betelblatt, kaute es und ging dann festen

Schrittes ans Werk. Als die Wittve 150 Schritte vom Holzstoß entfernt war, loderten die Flammen hoch empor. Ihr Antlitz strahlte vor Entzücken, nur einmal blieb sie unterwegs stehen, schlug die Augen gen Himmel empor und rief: „Weshalb habe ich fünf Tage warten müssen, ehe ich mich mit dir vereinigen konnte?“ Bei dem Holzstoß stand sie einen Augenblick still, um zu beten und Blumen in das Feuer zu werfen. Dann schritt sie mitten in dasselbe hinein und legte sich hin, als ob sie auf einem Bette ruhen wollte. Sie starb ohne einen Schmerzenslaut vernehmen zu lassen.*) Inzwischen wurde von den Spielleuten lärmende Musik gemacht, um zu verhindern, daß die letzten Worte der Sterbenden verstanden würden. Nach dem Volksglauben haben dieselben prophetische Kraft, und da fürchtet man, daß ihre Vorhersagungen den Ueberlebenden Kummer bereiten möchten.

Viel schwerer noch auszurotten ist der Mord der Kinder weiblichen Geschlechts. Zum Theil hat diese unmenschliche Sitte in der Furcht vor den fast unerschwinglichen Ausstattungskosten ihren Grund, welche von manchen Klassen bei der Heirath der Töchter gefordert werden; zum Theil in der Anschauung, daß ein Mädchen, welches nicht in frühen Kinderjahren verheirathet ist, für die Familie eine Schande ist, und darum der blutdürstigen Göttin Kali geopfert wurde. Bei einer Untersuchung im Jahre 1836 zeigte es sich, daß im westlichen Radschputana unter einer Bevölkerung von 10,000 Seelen kein einziges Mädchen vorhanden war. In Manikpur gaben die Radschputischen Edelleute selbst zu, daß seit mehr als 100 Jahren in ihrem Gebiete kein neugeborenes Mädchen über ein Jahr gelebt habe. Vor 20 Jahren wurden neue Nachforschungen angestellt. Ein Beamter der Regierung stellte fest, daß in 308 Ortschaften, die er besuchte, die Mordpraxis noch fortbauere; in 26 fand er kein einziges Mädchen unter 6 Jahren, in 28 kein einziges unter dem heirathsfähigen Alter.

Stand so am Eingang des Lebens und an seinem Ende für das weibliche Geschlecht der Tod in grauer-vollster Gestalt, so wird die Mitte desselben verwüstet durch die Vielweiberei, welche gar keine Schranken kannte, bis auch hier die englische Regierung Abhilfe zu schaffen versucht hat. Dazu kommt die Leichtigkeit, mit der eine Frau aus der Familie verstoßen werden kann, namentlich wenn sie Vorschriften der Religion oder der Kaste verletzt. Auch wenn der Mann aus seiner Kaste verstoßen ist, wird seine Frau als Wittve betrachtet, die während Lebzeiten ihres Mannes keine neue Verbindung eingehen kann, und die Kinder müssen ihres Ernährers entbehren und das denkbar traurigste Loos erdulden.

Wir können Asien nicht verlassen, ohne kurz noch der chinesischen Frau zu gedenken; denn was von ihr gilt, gilt ja fast von einem Viertel der Frauenwelt auf Erden. Freilich sind über die Stellung des weiblichen Geschlechts im Reiche der Mitte verschiedene Ansichten verbreitet. Jedenfalls hält die Lehre Kong-su-tses, welcher die Gebildeten und Vornehmen anhängen, sehr wenig von der Frau, und faßt sich in den Grundsatz zusammen: „Weiber haben keine Seele.“ Der Mann hat nach den alten Satzungen das Recht, seine Frau zu schlagen, zu verkaufen, Hungers sterben zu lassen, oder gar an einen andern Mann zu vermieten. Die Vielweiberei ist zwar gesetzlich verboten, doch die Erwerbung von Nebenfrauen gestattet. Das Weib bringt auch in China sein Mißgeschick auf die Welt. Die Geburt

*) Man muß sich aber ja nicht denken, daß alle Wittwen mit solchem „Entzücken“ in den Feuertod gegangen wären.

eines Mädchens gilt in der Familie als das größte Unglück. Daher auch hier der entsetzliche Mädchenmord, dem die gleich schreckliche Unsitte des Kinderverkaufs zur Seite geht.

Die Verlobung wird oft schon im zartesten Kindesalter geschlossen, die Trauung, jedes religiösen Inhalts leer, wird dadurch vollzogen, daß Bräutigam und Braut aus einer Schale gemeinsam trinken. Nach der Ceremonie hört die Frau auf, ein selbständiges Geschöpf zu sein, sie hat unbedingt zu gehorchen. Sie darf weder mit dem Gatten, noch mit den Söhnen an demselben Tische speisen, sondern muß dieselben schweigend bedienen und mit den Speisereifen vorlieb nehmen. Die chinesische Frau ist, wie ein einheimisches Sprichwort sagt, nur „ein Schatten, ein Wiederhall.“ Stirbt der Mann, so muß die Mutter fortan ihrem ältesten Sohn in allen Angelegenheiten gehorchen.

Im Hause ist die Frau von der Außenwelt streng abgeschlossen. In dem Alter zwischen 17 und 18 Monaten werden die Füße der Mädchen mit zwei Leinwandbinden umwickelt, und zwar so, daß die vier kleineren Zehen unter die Sohle gebogen werden, die große Zehe aber frei bleibt; so wird es erreicht, daß die Schuhe meist nur fünf Zoll lang sind. Ohne Theilnahme an dem geistigen Leben der Männer, hat die reiche Chinesin zu ihrem Lebens-Inhalt nur den Putz. Für die unverheiratheten Mädchen scheinen die Rücksichten der Sitte und des Anstands größtentheils völlig wegzufallen.

Wir sind ausführlicher bei den Frauen der heidnischen Kulturvölker verweilt; der Vollständigkeit wegen müssen wir den Blick noch auf einige der barbarischen Nationen werfen, wie viel lieber wir uns auch von den grauenvollen Bildern abwenden möchten, die da vor unser Auge treten.

Bei den Papuas in Australien nimmt das Weib begreiflicherweise die denkbar tiefste Stellung ein. Es herrscht Vielweiberei ohne Beschränkung, in manchen Gebieten auch Vielmännerei. Bei der Ehe, wenn man sie so nennen will, findet weder Verlobung noch Trauung statt. Die Werbung geschieht einfach dadurch, daß der Mann sich das Mädchen seiner Wahl einfach raubt. Jeder in den Familienkreis eintretenden neuen Gattin wird von einer der früher aufgenommenen ein Stück des kleinen Fingers abgebissen. Wie die weitere Behandlung der unglücklichen Frauen seitens der Männer ist, läßt sich denken.

Entsetzt von solcher Barbarei, folgen wir unserm Führer schnell nach einem andern Welttheil, nach Afrika, aber freilich, um wenig bessere Zustände zu finden. Auf den Schultern der Hottentottin ruht alle häusliche Arbeit. Auf der Wanderung verrichtet sie förmlich Lastthierdienste, indem sie, das Kind auf dem Rücken, noch die Geräthe des Mannes mit sich schleppt. Der Dank für solche Opferwilligkeit besteht in den größten Gewaltthätigkeiten, denen sie seitens des Mannes ausgesetzt ist, und wenig anders steht es bei den Raffern und sonstigen Bantu-Völkern, nicht besser am Gabun und im Sudan, viel schauerlicher noch in Dahomey und Ashanti. In Senegambien, wo französische Kultur einzudringen beginnt, hat dieselbe den elenden Negerstämmen die Herrschaft der Schnappsflasche gebracht, und selbst in den Koloniestädten stößt man überall auf Scenen denkbarster Verwahrlosung.

Überall durch Central-Afrika wird die Frau von dem Neger nicht als eine Person, sondern als eine Sache angesehen, und kann daher von einer würdigen Stellung derselben nicht die Rede sein; Sklavenjagden und Sklavenhandel dienen dazu, um die ohnehin schon grauen-

voll dunklen Farben dieses Bildes in das furchtbare Schwarz zu tauchen, dessen entseglige Wirklichkeit auch die Einbildungskraft kaum zu erreichen vermag. Wir können es nicht über uns gewinnen, Einzelheiten aus dem Leben dieser Frauenwelt unseren Lesern vorzuführen, und schließen lieber unsere Schilderung mit jenem ergreifenden Klagegedicht, in welches der amerikanische Dichter John Greenleaf die Schmerzenslaute zusammengefaßt hat, welche der Afrika-Reisende Richardson in der Dase Fezzan am 10. März 1846 von den Sklavinnen hörte, die aus Burnu fortgeschleppt wurden:

Gesang der Sklavinnen in der Wüste:

Wohin gehen wir, wohin gehen wir,
Wohin gehen wir — Rubie (Gott)?
Herr, o Herr von Volk und Land,
Schau auf diesen Wüstenland
Durch der glühenden Sonne Dual,
Durch des Mondes weißen Strahl!
Heiße Ghiblinwinde wehen hier,
Freude, weite Flächen sehen wir —
Sprich, und sag' uns: wohin gehen wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Burnu-Land war reich und schön,
Frucht und Traub in Thal in Höh'n,
Bohnen dort und Hirse blühen,
Palmenbäume schlank und grün,
Burnu-Land nicht länger sehen wir,
Hungernd, dürstend, ach, vergehen wir,
Unterm Grimm des Mohren stehen wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Blättern gleich und Uferjand,
Kamen wir vom Burnu-Land,
Hin nun rafft uns hier die Noth —
Eine ist von Zweien todt.
Bleiche Knochen ringsum sehen wir,
Ach umsonst um Rettung stehen wir.
Hör' uns, sag' uns: wohin gehen wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Seit gar manchem Mond ist schon,
Burnu-Land dem Blick entflohn,
Fremder dehnt sich täglich aus
Um uns her, der Wüste Graus
Wellen nur von Sand erspähen wir,
Brennende Wüstenwinde wehen hier —
Hör' uns, sag' uns: wohin gehen wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Wie lange wird es noch dauern, daß die Antwort auf solche Fragen, wie sie aus der heidnischen Frauenwelt in so banger Verzweiflung herauströmen, eine andere sein wird, als die trostlose: ihr geht in die Sklaverei, die Mißhandlung, in ein Leben voll Grauen, in ein Sterben ohne Hoffnung! ? Wann wird der Glanz der Gottesgnade von Golgatha seinen Weg finden auch in die dunkle Nacht, in welche der größte Theil der Frauenwelt der Erde versunken ist?

Kirchliche Nachrichten.

— Da wir an dem Tage, da diese Nummer zur Presse hätte gehen sollen, noch in La Crosse auf der Synode waren, so mußte der Druck um einige Tage verschoben werden. Gerne hätten wir nun gleich die lieben Leser des Blattes mit einem Bericht über die Synodalversammlung erfreut; doch müssen wir, um das Erscheinen der gegenwärtigen Nummer nicht noch

weiter hinauszuschieben, uns und ihnen diese Freude für die nächste Nummer aufsparen und wollen hier vorläufig nur mit Dank gegen Gott mittheilen, daß diese erste gemeinschaftliche Versammlung der Synoden von Wisconsin und Minnesota eine überaus reich gesegnete war, über die sich alle rechten Lutheraner aus tiefster Seele freuen dürfen.

— Die schwedische Zeitschrift „Augustana och Missionären“ schreibt in ihrer Nummer vom 24. Mai d. J. folgendes: „Haben unsere Leser sich mit Luthers Hauspostille versehen? Wir kennen kein Buch, das sich für den häuslichen Kreis besser eignet als diese Postille; sie enthält kurze Predigten über unsere alten Texte, die in Luthers einfacher und kräftiger Sprache gehalten sind.“

Wir möchten dieselbe Frage an unsere deutschen Leser richten: „Habt und lest ihr Luthers Hauspostille?“ Habt ihr sie nicht, so würdet ihr wohl daran thun, wenn ihr sie euch anschafftet; und wenn ihr sie habt, so lest sie fleißig, und laßt euch, die ihr Luthers Landsleute seid, denen zu allernächst Gott diesen Mann beschert hat, die Hochschätzung dieses Rüstzeugs Gottes seitens der schwedischen Lutheraner zum Vorbild dienen.

— Der Verwaltungsrath der Amerikanischen Bibelgesellschaft hat beschlossen, das ganze Land aufs neue abzusuchen und alle armen Familien, die noch keine Bibel im Hause haben, ausfindig zu machen, um ihnen dann ein Exemplar der heiligen Schrift zustellen zu lassen.

— Demnächst wird im Verlag von Whittaker in New York ein Buch erscheinen, das als das erste in seiner Art in Amerika antritt. Es wird nämlich das erste von einem Neger verfaßte Predigtbuch sein, das in Amerika gedruckt wird. Der Verfasser, Dr. Alexander Crummel, ist Pastor einer Negergemeinde in Washington. Er wurde von der englischen Missionsgesellschaft ausgebildet, graduirte auf der Oxford-Universität und war dann siebenundzwanzig Jahre lang Missionar in Liberia.

— In „Augustana och Missionären“ lesen wir: „Einer der stärksten Gründe, auf welche die geheimen Gesellschaften ihre Verantwortung bauen, ist der, daß sie nur Wohlthätigkeitsvereine seien, und daß man ihnen deshalb unrecht thue, wenn man sie verwerfe. Wenn sie nun auch wirklich nur auf Wohlthätigkeit abzielten, so ist dieselbe doch nicht gebaut auf die Liebe, die aus dem Glauben fließt, und ist schon aus dieser Ursache verurtheilt. „Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde.“ Aber nun ist es nicht nur Gottes Wort, das die Wohlthätigkeit der heimlichen Gesellschaften nicht anerkennt; auch das weltliche Gesetz spricht gegen sie. So hat neulich das höchste Gericht des Staates Maine erklärt, daß das Eigenthum solcher Gesellschaften besteuert werden müsse wie anderes Eigenthum, das zum eigenen Vortheil gesammelt und benutzt wird. Daß übrigens die Wohlthätigkeit, wenn sie überhaupt diesen Namen verdient, unbedeutend ist, geht hervor aus den Angaben der „Großloge“ in New York, laut welcher die Gesellschaft während des Jahres 1881 gegen \$84,000 eingenommen und für wohlthätige Zwecke nur \$405 verausgabte hat. In derselben Zeit hat die Großloge von Massachusetts eine Einnahme gehabt von \$107,246 und für Begräbniskosten und andere Wohlthätigkeit \$1563 verausgabte, hatte also einen Ueberschuß von über \$100,000 für andere Zwecke. Großartige Wohlthätigkeit das!“

Wir haben obige Mittheilung des schwedischen Blattes übersetzt einmal als einen Beitrag zur Beleuchtung des Wohlthätigkeitschwinds der Logen. Dann aber sehen unsere Leser daraus auch, daß nicht, wie man vielfach einwirft, nur wir deutschen Lutheraner gegen das Logenwesen arbeiten, sondern daß auch jene Scandinaven die Verwerflichkeit der geheimen Gesellschaften wohl erkennen und gegen dieselben auftreten. Daß auch die reformirten Holländer unseres Landes, die es noch mit Lehre und Leben genau nehmen wollen, im Kampfe gegen das Logenwesen begriffen sind, haben wir früher wiederholt berichtet. Die Hauptsache bleibt freilich, daß wir Gottes Wort auf unserer Seite haben.

— Pastor August Carlsson, Glied der schwedischen Augustana-Synode, der im Jahre 1878 vom General Council als Missionar nach Indien gesandt auf seinem Arbeitsfeld in Samulcotta mit großem Eifer thätig war, bis ihn im vorigen Jahre ein Sonnenstich seines Verstandes beraubte, ist am 29. März in dem Hospital zu Madras, wo er untergebracht worden war, im Alter von 36 Jahren, 7 Monaten und 13 Tagen entschlafen und am Tage darnach auf dem lutherischen Gottesacker zu Madras zur Grabesruhe bestattet worden.

— Dieser Tage erhielten wir den Katalog des Augustana College und theologischen Seminars zu Rock Island, Ill., für das Studienjahr 1881—1882. Aus demselben ersehen wir, daß im genannten Jahre diese Anstalten im ganzen von 157 Studirenden besucht waren, von denen 25 auf das theol. Seminar, 67 auf das College und 65 auf die Vorschule kommen. Die Liste der Lehrenden weist 13 Namen auf; einer der Professoren ist jedoch bald nach Beginn des Schuljahres gestorben. Die Anstalt ist Eigenthum der schwedisch-lutherischen Augustana-Synode, die gleich bei ihrer Gründung im Jahre 1860 zuerst ein Seminar ins Leben rief, aus welchem im Lauf der Jahre diese blühende Anstalt sich entwickelt hat, die jetzt in einem auf dem Umfuge des Katalogs abgebildeten stattlichen Gebäude untergebracht ist. Aus dem Seminar sind bis jetzt 139 Prediger hervorgegangen, von denen die meisten hin und her in den Ver. Staaten im Pfarramt thätig sind.

— Die evangelische Missionsgesellschaft in Frankreich hat bei ihrer letzten Rechnungsablage folgende Zahlen aufzuweisen gehabt. Die Einnahmen betragen 254,209 Fr., die Ausgaben 259,280 Fr. Trotz der Specialcollecte für die Zambeze-Mission, die 100,000 Fr. eingebracht hat, haben die Einnahmen um mehr als 30,000 Fr. zugenommen. Aus der Lessuto-Mission wird erfreulicher Aufschwung berichtet. Zwei Lücken, die in den Reihen der Missionare in jenem Theile Afrikas entstanden sind, wurden durch die Ausfendung der Missionare Reck und Krüger ausgefüllt. Auch in der Senegal-Mission hofft man Herrn Gola bald durch eine frische Kraft ersetzen zu können.

— Die französische Bibelgesellschaft hat im vorigen Jahre 32,989 Exemplaren der heiligen Schrift und ihrer Theile untergebracht; davon sind 10,390 Exemplare durch 12 Colporteurs abgesetzt. Die Kirchen haben als Geschenke, für Trauungen u. s. w. mehr als 10,000 Exemplare erhalten. Die Gesellschaft hat 61,000 Exemplare gedruckt oder gekauft für die Summe von 25,000 Fr. Verausgabte wurden im ganzen 38,365 Fr. bei einer Einnahme von 38,116 Fr.

Die Pariser Bibelgesellschaft hat 2381 Bibeln und 5936 Exemplare des Neuen Testaments unter die Leute gebracht.

— Aus Rom berichtet ein Correspondent der "Nazione" u. A. folgendes über die Thätigkeit reformirter Gemeinschaften in jener Stadt:

„Außer mehreren evangelischen Kirchen, am Palazzo Madama, giebt es hier in stets wachsender Zahl sogenannte „christliche Säle,“ in denen an gewissen Tagen der Woche Vorträge über religiöse Gegenstände gehalten werden. Die Wände sind kahl; nur liest man hie und da eine aus einem Bibelspruch bestehende Inschrift. An dem der Thüre gegenüberliegenden Ende des Saales befindet sich eine durch ein eisernes Geländer abgetrennte wenige Decimeter über dem Fußboden erhöhte Plattform, auf welchem ein Pult mit Vetschemel steht und daneben ein Meledeon.

Mit einem Lied in italienischer Sprache wird unter Begleitung auf dem Meledeon die Versammlung eröffnet, der Predner, welcher am Pult kniet, und die Zuhörer ebenfalls knieend, oder auch stehend, mit Büchern in den Händen, singen gemeinsam. Mit einem ähnlichen Gesang wird, wenn die Rede vorüber ist, die Andacht geschlossen. Die Rede jenes Mannes, der gekleidet und härtig ist wie die andern, nimmt offenbar die volle Aufmerksamkeit der Hörer in Anspruch. Diese sind meist aus niederem Stande; doch finden sich unter ihnen auch besser Situirte, auch Leute vom Militär, darunter auch Offiziere. Die Gegenstände, über welche geredet wird, sind den Bedürfnissen des Tages angepaßt; man handelt vom ewigen Leben, vom Ursprung des Menschen, u. s. w.; auch wird mehr oder minder direct die römische Lehre und das Papstthum angegriffen.“

Ein anderes italienisches Blatt schreibt: „Die Evangelischen finden in Italien Anklang und gewinnen Boden, und schon sehen wir sie in allen Städten festen Fuß fassen. Was den Philosophen der Encyclopädie (die den Unglauben gepredigt haben) nicht gelungen ist, das wird den Jüngern des Evangeliums gelingen, wenn man von dem Fortschritt schließen darf, den sie in zwanzig Jahren gemacht haben.“

— In Afrika will ein reicher Schotte, Herr Stevenson, der sich schon anderweitig um die Mission wohl verdient gemacht hat, auf eigene Kosten eine Eisenbahn bauen, die vom Nyassa-See, bis zum Tanganyika-See, eine Entfernung von 200 englischen Meilen reichen soll. Ein anderer Wohltäter der afrikanischen Mission, Arthington von Leeds, hat sich erboten aus seinen Mitteln einen Dampfer zu stellen, der auf einem oder dem andern dieser Seen dienen soll. Diese beiden Unternehmungen werden der Mission im dunkeln Erdtheil, wie zu hoffen steht, von bedeutendem Nutzen sein.

— In Tunis besteht eine evangelische Schule mit vier Lehrern, von denn einer aus Europa kommt, während die übrigen Eingeborene sind. Die officielle Sprache ist Italienisch; vorgeschrittene Schüler lernen auch Französisch und Arabisch. Die Schüler sind der Mehrzahl nach jüdischer Abkunft und die Geldmittel zur Erhaltung der Schule stellt die Londoner Gesellschaft für Judenmission, deren Präsident Lord Shaftesbury ist. Die Anstalt ist einem für diesen Zweck gemietheten Gebäude untergebracht, und die Oberaufsicht über dieselbe ist dem protestantischen Pfarrer übergeben.

— In Algerien ist der Franzose Eugene Reveilland mit dem Prediger Vertrant auf einer Besuchsreise bei den dortigen kleinen protestantischen Gemeinden begriffen. Nach den brieflichen Mittheilungen dieses Reisenden sieht es in jenen Gegenden überaus

traurig aus. „Es scheint,“ schreibt er, „daß Frankreich seine ungläubigsten Elemente sowohl aus katholischen wie aus protestantischen Kreisen hieher geschickt hat.“ Zum großen Theil führt er die traurigen Zustände auf den Einfluß der schamlosen ungläubigen Tagespresse zurück. Als die Prediger ihre ersten Vorträge gehalten hatten, hieß es in einem dieser Blätter: „Welch eine Thorheit! Glieder der Armee des Heils (so wurden die Herren Reveilland und Vertrant genannt), ehrwürdige protestantische Jesuitenpaters, Sputzgestalten aus dem vorigen Jahrhundert sind eine Strecke von 500 Meilen hergekommen, um dem algerischen Publikum die veralteten Albernheiten des verbrauchten evangelischen Zeugs aufzutischen. Wie mag man nur wagen, der menschlichen Vernunft zu sagen, daß sie achtzehn Jahrhunderte zurückgehen müsse! Welche Unverschämtheit! Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll!“

So schrieb der "Courier d'Oran", und ein halb Duzend anderer Blätter schlugen denselben Ton an. Wenn man nun bedenkt, daß alle diese Zeitungen doch Abnehmer finden müssen, um existiren zu können, so wird man freilich nicht ohne einigermassen Grauen sich das Geschlecht vergegenwärtigen, welches dort in Algerien aus dem radikalsten Unglauben durchgefressenen Frankreich zusammengeströmt sein muß und in dessen Mitte die dortigen armen Christengemeindlein leben müssen.

— Ueber die Intriguen der Mormonen Bischöfe unter den Lutheranern Islands theilt Herr W. B. Howard interessante Erlebnisse in der N. Y. Tribune mit. Genannter Herr bereist alljährlich die benannte Insel im Interesse der Naturwissenschaft und ist so mit den Bewohnern ziemlich bekannt geworden. Er hat sie achten und lieben gelernt und redet von ihnen als von frommen Christen. Umsonst hat es ihm wehe gethan, die Leute durch verdorbene Mormonen-Bischöfe verführt zu sehen, welche im ersten Jahre 40 Mädchen nach Utah schleppten und im zweiten wiederum auf eine neue Beute ausgingen. Herr Howard, der den Winter in den Ver. Staaten zubringt, benutzte diese Gelegenheit, mit dem Mormonismus näher bekannt zu werden, damit er den Isländern diese falsche Religion auseinandersetzen und den Sendlingen des Joseph Smith nachdrücklichen Widerstand leisten könnte. Im zweiten Jahr eroberte der Bischof nur mehr sieben Mädchen und im vergangenen Sommer kam der Bischof kaum mit dem nackten Leben davon, als er eben die Frau eines Landmannes entführen wollte.

Auch in Deutschland und namentlich in der Nähe von Nürnberg in Baiern sind die Mormonen sehr rührig. Ein Theil der Mormonen-Gemeinde aus dieser Gegend ist am 28. März und ein anderer am 2. Mai nach Utah ausgewandert. Freie Reise, Verköstigung während derselben, Handgeld und eventuell Kleidung werden den Auswanderern geboten. Hauptagent scheint ein Mormone am hiesigen Plage zu sein, der einige Jahre in Utah war, und dessen beiden Hauptorgane scheinen ein Arbeiter aus den Centralwerkstätten und ein Steindrucker, früher Vorstand eines Krankenvereins, zu sein. Diese beiden entfalten eine rührige Thätigkeit. Einige besonders willige Elemente erhalten schon jetzt monatliche Zuschüsse von 30 bis 40 Mark. Die Betheiligung aus Nürnberg und Umgebung, namentlich auf den Vororten und Vorstädten, dürfte sich auf einige hundert Seelen belaufen.

G.

Einführung.

Nachdem Herr Johannes Gensike einen Beruf von der Gemeinde in Appleton, Wis., erhalten und angenommen hatte, habe ich ihn im Auftrage des Präsidiums unserer Synode am 2. Pfingsttage in sein Amt eingeführt.

Möge der Herr seine Arbeit und die liebe Gemeinde in Appleton reichlich segnen.

G. Denninger.

Adresse: Rev. J. Gensike,
Appleton, Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVI: Die Herren Pastoren: Abelberg, 50. N. Hoyer, 43.30. J. Gensike, 10. Bechtel, 1.05. E. Hoyer, 13.25.

Herr Paar [für Schlegel] 1.25. Mohns 1.05.

Jahrgang XVII: Herr P. J. J. Meyer, 13. Hölzel, 86, [für L. Müller 1.05]. Dageförde, 2.10. D. Lange, 1.05. Conrad, 5.30. Sprengling jr., 1.10. A. Denninger, 10.55. Keibel, 3.40. Koch, 8.50 [für Kiese, 1.05]. Gevers, 20.10 [für Genz, 2.10]. Sillmann jun., 6.30. Lindworth, 5. Althoff, 14. Spig, 3.15. Vender, 4.30. Günther, 18.90. Dwidat, 4.20. Strube, 17.35.

Paul Elbert, 1.05.

Jahrg. XVI, XVII: Herr P. Blomke, 1.50. 12.10. Töpel, 3. 10.65. Kluge, 19.75. 5.25.

Jahrg. XV, XVI: Herr P. Hinntenthal, 8.45. 1.55. Jahrg. XIV, XV, XVI: Herr J. Kunrath, 3. 11. 60. 0.40.

Jahrg. XVII, XVIII: Herr P. Böttcher, 2.20.

Th. Jäfel.

Nachträglich für die Gemeinde in Rosendale: P. Gottlob Mühlhäuser \$1. Herzlich Dank!

D. Griebling.

Mit herzlichem Dank gegen Gott und die lieben Geber bescheinigt Unterzeichneter durch Herrn P. Vender von der ehrw. Synode von Minnesota \$15 empfangen zu haben.

W. Scheitel.

Springfield, den 31. Mai 1882.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bieververlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalschulbuchhandlung zu den beigegebenen Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

F. Werner, Agent,
436 Broadway, Milwaukee.